

Christin Hansen
*»Wilde« im
deutschen
Identitätsdiskurs
1830–1870*
Spuren des
Exotischen im
nationalen Denken
und in kolonialen
Bildern

»Wilde« im deutschen Identitätsdiskurs 1830–1870

Christin Hansen ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Europäische Geschichte an der Universität Regensburg

Christin Hansen

»Wilde« im deutschen Identitätsdiskurs 1830–1870

Spuren des Exotischen im nationalen Denken und
in kolonialen Bildern

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Die dem Buch zugrundeliegende Studie wurde als Dissertation an der Universität Regensburg 2020 zugelassen.

ISBN 978-3-593--51461-1 Print

ISBN 978-3-593-44850-3 E-Book (PDF)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links.

Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Copyright © 2021 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Gesetzt aus der Garamond

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza

Printed in Germany

www.campus.de

Inhalt

- Vorwort..... 9
- 1. Einleitung 11
 - 1.1 Forschungsstand 14
 - 1.2 Zentrale Forschungsfragen und Erkenntnisgewinn 19
 - 1.3 Quellenkorpus 22
 - 1.3.1 Der deutsche Buchmarkt und seine Leser*innenschaft
im 19. Jahrhundert 25
 - 1.4 Zur Methodologie und Begrifflichkeit 28
 - 1.4.1 Von Identität und Alterität..... 29
 - 1.4.2. Diskurs als Raum des Sagbaren 33
 - 1.4.3 Die Historische Stereotypenforschung 38
- 2. Wer oder was ist »exotisch«? 44
 - 2.1 Begegnungen mit Fremden..... 49
 - 2.1.1 Der Orient 51
 - 2.1.2 Amerika 56
 - 2.1.3 Osteuropa 62
 - 2.2 Die Frage des Raumes – Mental Maps..... 70
 - 2.3 Kultur und Zivilisation 75
 - 2.4 Von Wilden, Heiden und Andersfarbigen..... 79
- 3. Die Zäsur von 1848..... 88
 - 3.1 Die deutsche(n) Revolution(en) von 1848 90
 - 3.2 Der deutsche Nationalismus und die Staatenbildung..... 95

3.3 Der deutsche Kolonialdiskurs vor 1870	101
4. Edel und gut soll er sein.....	106
4.1 Besinnung auf antike Schönheit.....	106
4.2 Ursprünglichkeit und moralische Gesittung	119
4.3 Ross und Reiter.....	131
4.4 Naturmenschen und die Möglichkeit der versteckten Kritik	138
4.5 Zwischenfazit	145
5. Der Abgrund des Barbarischen	155
5.1 Blutrache, Kannibalismus, Skalp jagd – Die Verortung unmenschlicher Gräueltaten.....	157
5.2 Vom Rauben und Morden	172
5.3 Unberechenbarkeit und das Moment des Chaos	179
5.4 Zwischenfazit	185
6. Die Abscheu vor dem Entarteten	189
6.1 Distanz als Markierung des Ursprünglichen	190
6.2 Die Implikationen von <i>Blut</i> und <i>Reinheit</i>	203
6.3 Zwischenfazit	215
7. Die Frage des Zivilisierten.....	222
7.1 Die Hautfarbe.....	225
7.2 Verortung der Lebensformen – Sesshaftigkeit und Ackerbau.....	228
7.3 Die kulturelle Dimension der Lebensführung.....	244
7.4 Die Rolle der Frau	257
7.5 Anerkennung der Überlegenheit durch den vermeintlich Unzivilisierten	268
7.6 Zwischenfazit	276

8. Schlussbetrachtungen	282
8.1 Indianer, Beduinen und Kosaken – Stereotype des Wilden	282
8.2 Der Bruch von 1848.....	288
8.3 Die verschiedenen Dimensionen des Stereotyps des Wilden	290
8.4 Abschließendes Fazit.....	293
9. Anhang – Biographische Notizen zu den jeweiligen Autor*innen und inhaltliche Zusammenfassung der verwendeten Romane.....	298
10. Quellen und Literatur.....	348
10.1 Quellen	348
10.2 Literatur.....	351

Vorwort

Die vorliegende Arbeit ist das Resultat einer Diskussion, deren Anfang ein Abend mit Eva und Hans Henning Hahn bildet. Aus meiner damaligen Masterarbeit haben sich verschiedene Fragen ergeben. Und so entwickelten sich die ersten Ideen und Konzepte, auf denen diese Arbeit basiert. Folglich haben verschiedene Abschnitte und Ideen meiner Masterarbeit an der Universität Oldenburg aus dem Jahre 2016 mit dem Titel *Von Cooper bis Gerstäcker. Das Indianerbild in Deutschland von den 1820er Jahren bis 1848 anhand ausgewählter Texte* Eingang in den Text gefunden. Des Weiteren sind Teilergebnisse der vorliegenden Arbeit im Aufsatz *Die Konstruktion des (deutschen) Indianers*¹ vorab veröffentlicht worden.

Es gibt viele Menschen, denen es zu danken gilt und ohne die diese Arbeit nicht möglich gewesen wäre. Es beginnt sicherlich bei meiner Großmutter, die schon in frühen Jahren meine Begeisterung und Neugierde für Historisches geweckt und gefördert hat. Sie hat mir die Welt der Figur Winnetous und der indigenen Bevölkerung Nordamerikas erst eröffnet. Weiter über meine Eltern, die mir mein Studium ermöglicht haben und beibrachten, auch unbequeme Fragen zu stellen und Meinungen zu vertreten. Sie, zahlreiche Freund*innen und allen voran mein Lieblingsbruder haben immer ein offenes Ohr für mich gehabt und mir Mut zugesprochen. Vor allem die Mitglieder der Arbeitsstelle Historische Stereotypenforschung und zahlreiche Kolleg*innen haben zum Entstehen vieler Ideen und zur Korrektur zahlreicher Fehler beigetragen (Binnie Feierabend, Dr. Thomas Götz, Dr. Mathias Häußler, Dr. Jessica Holzhausen, Dr. Elena Köstner, Prof. Dr. Harry Liebersohn, Bernadette Mischka, Prof. Dr. Till van Rahden, PD Dr. Tobias Weger). Ihnen allen sei auf das Herzlichste gedankt. Weiterhin möchte ich mich für den Druckkostenzuschuss aus dem Finanziellen Anreizsystem zur Förderung der Gleichstellung der Fakultät

1 Hansen (2017).

für Philosophie, Kunst-, Geschichts- und Gesellschaftswissenschaften der Universität Regensburg bedanken.

Dann bleibt es mir nur noch, die drei Menschen zu nennen, die alle auf ihre eigene Art dazu beigetragen haben, dass ich überhaupt eine Doktorarbeit geschrieben habe. Angefangen bei Prof. Dr. Rainer Liedtke, der mir eine Chance als seine Mitarbeiterin an der Universität Regensburg gegeben hat und mich immer unterstützt hat. Und dann abschließend Eva und Hans Henning Hahn. Dr. Eva Hahn hat mit ihren provokanten Anmerkungen und Fragen immer dafür gesorgt, dass ich jeden meiner Schritte hinterfragt habe und mich wiederholt dabei ertappen musste, wie ich selbst in meiner Stereotypenwelt agiert und voreingenommen auf Texte geblickt habe. Ihr Ehemann Prof. Dr. Hans Henning Hahn hat mich seit dem ersten Semester meines Studiums begleitet und mir überhaupt erst die faszinierende Welt der Historischen Stereotypenforschung eröffnet. Er lehrte mich das Laufen als Historikerin und motivierte mich dazu, zu promovieren. Vielen Dank!

Christin Hansen, Regensburg, März 2021

1. Einleitung

The oldest and strongest emotion of mankind is fear,
and the oldest and strongest kind of fear is fear of the unknown.

H.P. Lovecraft²

Diese Worte entstammen der Feder H.P. Lovecrafts, mit denen er seine Schrift *Supernatural Horror in Literature* einleitet. Hierbei bezieht er sich sicherlich vor allem auf ein Stilmittel der Horrorliteratur und die Faszinationskraft, die über Angst erzeugt werden kann, dennoch liegt den Worten auch ein prophetischer Charakter zugrunde, der dem Autor selbst vermutlich weniger bewusst gewesen sein dürfte: der eigene Rassismus. Denn so wichtig H.P. Lovecrafts Werke für die Literaturwissenschaft und Leser*innenschaft von Horrorwerken sind, wird in seinen Werken seine rassistische Einstellung deutlich.³ Den zitierten Worten ist somit eine Dialektik inhärent: Das Unbekannte und Fremde scheint nicht nur Angst zu erzeugen, sondern auch eine gewisse Form von Faszination und Reiz. Der*die Leser*in wird angehalten, das Unbekannte zu ergründen. Ähnlich gestaltet(e) es sich mit den Begegnungen mit fremden Menschen und Gegenständen aus fremden Kulturräumen.

So gewann im Europa des 19. Jahrhunderts das exotisch Andere zunehmend an Reiz und Aufmerksamkeit. Besonders im Zuge der Romantik wurden Gegenstände und Menschen ferner Länder mit gewissen Attributen assoziiert, *romantisiert* und emotional aufgeladen. Sie wurden nicht nur ein wichtiger Bestandteil zahlreicher Reiseberichte, sondern auch Motiv einer Vielzahl von Romanhandlungen und Ausstellungen. So wurden vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Völkerschauen zu einer beliebten Attraktion, die viele Menschen, unabhängig von Herkunft, Geschlecht oder Alter, faszinierte. Im deutschsprachigen Raum stehen bis heute die Buffalo-Bill-Show und Carl Hagenbeck für die Kommerzialisierung des Exotischen und Wilden, die bis hin zum Ersten Weltkrieg, und vereinzelt darüber hinaus, tausende Besucher anlockten. Dabei ist festzu-

² Lovecraft (1973), S. 12.

³ Vgl. z.B. Tyson (2010); Joshi, (1996); Joshi (2001); Weyrauch (2011).

stellen, dass sich die Darstellung und Faszination nicht nur auf eine bestimmte Völkergruppe beschränkte. Vielmehr erwartete man, immer wieder neue faszinierende Gestalten mitsamt ihrer Habseligkeiten zu sehen. Wie jedoch Anne Dreesbach verdeutlicht, ging es nicht darum, dass man etwas gänzliche *Neues* und Unerwartetes zu sehen oder zu erfahren wünschte, sondern es wurde innerhalb bereits bestehender Bilder und Stereotype agiert und bestätigt. Dabei war es auch nicht wichtig, ob das Ausgestellte tatsächlich *original* war, vielmehr musste es *authentisch* aussehen, und so kam es nicht selten vor, dass Schausteller*innen bezahlt und ausgestattet wurden, ohne dass die Zuschauer*innen an der *Echtheit* zweifelten – hatte man doch aus vorherigen Reiseberichten, Romanen, Zeitschriften, von Gemälden und/oder durch andere Medien bereits ganz genau erfahren, wie die jeweilige Völkergruppe lebte und aussah.⁴ Schon seit Jahrhunderten definierte sich das *Eigene* über die Abgrenzung zum *Anderen*, was im 19. Jahrhundert im Zuge von Nationalbewegungen und Nationsbildungsprozessen eine neue Qualität erhielt. So war für die Konstruktion verschiedener Identitäten die Betrachtung anderer Völker von Bedeutung. Daraus resultierend lässt sich die Frage stellen, was genau unter *dem Wilden* verstanden wurde beziehungsweise was für Stereotype vom Exotischen und Wilden vorhanden waren. Um das detaillierter untersuchen zu können, sei ein Blick in verschiedene Himmelsrichtungen geworfen und das Augenmerk auf die Völker oder *Wilden* gelegt, die vor 1870 beziehungsweise den Völkerschauen bereits im deutschsprachigen Raum ihren Einzug genommen hatten: die nordamerikanischen Indianer, die Beduinen und die (russischen) Kosaken.⁵

Zunächst könnte die Wahl dieser drei Untersuchungsgegenstände willkürlich erscheinen. Nicht nur ihre Lebensräume weisen große Distanzen auf, sondern auch kulturell, ethnologisch und historisch besteht zwischen den drei Völkergruppen keinerlei Zusammenhang. Dennoch haben sie eines gemeinsam: Ihre Figuration des Exotischen in der Rezeption eines deutschsprachigen Diskurses, der zum Gegenstand der Untersuchung

4 Vgl. Dreesbach (2005).

5 Da es hier nicht um die Betrachtung der realhistorischen Volksgruppen geht, sondern um die stereotype Wahrnehmung, werden in den Begriffsverwendungen nicht die Geschlechter gesondert gekennzeichnet, sondern lediglich die männliche Form als Gruppenkonstrukt verwendet. Auf die weibliche Form wird zurückgegriffen, wenn explizit auf die Konstruktion der Frauen aus den jeweiligen Gruppen eingegangen wird. Sobald es nicht mehr um die stereotype Konstruktion geht, wird in der Arbeit auf eine gegenere Form zurückgegriffen.

gemacht werden soll. Spätestens hier wäre der Einwand gerechtfertigt, warum nicht auch *Südseeinsulaner* oder *Schwarzafrikaner* berücksichtigt werden. Beide genannten Völkergruppen unterliegen einer ähnlichen Konstruktion, wie bereits zahlreiche Autor*innen nachgewiesen und verdeutlicht haben.⁶ Entscheidend für die Auswahl ist jedoch das jeweilige Profil, das bereits oberflächlich betrachtet zentrale Gemeinsamkeiten aufweist, die einen Vergleich rechtfertigen. So ist beispielsweise eine Romantisierung des Nomadentums auffällig. Das Bild vom freien und ungebundenen Umherstreifen in der Wildnis, am besten zu Pferd, stellt eine wichtige Konstante für die Konstruktion der positiven Version des *Wilden* dar. In erster Linie traf der genannte Umstand sicherlich auf die Indianer und Beduinen zu, doch wie bereits Walter Pape festhält, erhielt das reitende Volk der Kosaken im Zuge der Napoleonischen Kriege ein verstärkt romantisierendes Bild des unverdorbenen Naturkinds. Weiterhin ist in verschiedenen Reiseberichten und Romanen auffällig, dass Vergleiche zwischen den nordamerikanischen Indianern und Beduinen gezogen wurden, ob nun in Bezug auf die Bewertung der Pferde, der reiterlichen Fähigkeiten oder der stolzen Haltung. Ebenso bezeichnend ist es, dass die Indianer oftmals als »Kinder der Wildnis«, die Beduinen als »Kinder der Wüste« und die Kosaken als »Kinder der Steppe« bezeichnet wurden.⁷ Damit wurden alle drei Volksgruppen als Kinder stilisiert, welches nicht nur eine Form der Naivität beinhaltet, sondern auch die Notwendigkeit der Beaufsichtigung und Erziehung. Auch bei der negativen Variante, dem Barbarischen, sind Ähnlichkeiten auszumachen. Im Zusammenhang mit dem Russenbild war während der Napoleonischen Kriege ein Wandel vom »asiatischen Barbaren« zur Verbrüderung im gemeinsamen Kampf gegen die französischen Unterdrücker feststellbar. Doch schon wenige Jahre nach dem Sieg über Frankreich stellten sich wieder die althergebrachten Stereotype der »wildenden«, »barbarischen Männer« aus der »eisigen Steppe« ein, was sicherlich auch im Zusammenhang mit der zeitgenössischen politischen Entwicklung zu sehen ist.⁸ Ähnliche Aspekte der *Barbarisierung* erfuhren die Indianer und Beduinen. Anhand der genannten Beispiele wird die übergeordnete Gemeinsamkeit ersichtlich: Alle drei Untersuchungsobjekte bildeten das wilde

6 Z.B. Martin (2001); Riesche (2010); Kohl (1986); Dürbeck (2007); Küchler Williams (2004).

7 Z.B. Maltzan (1865); Erster Band, S. 59; Jäger (1830); Strubberg (1859), Dritter Band, S. 185.

8 Pape (1991); Pape (1991b); Kopelew (1991).

Andere; sie waren diejenigen, welche nicht nur aus der eigenen, deutschsprachigen Gesellschaft ausgeschlossen waren, sondern zu den Nicht-Zivilisierten gehörten und denen folglich eine besondere Funktion zuteilwurde. Daher ist die Frage zu stellen, ob sich die Bilder und Stereotype tatsächlich derart voneinander unterscheiden, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Gab es nicht gar ein Grundstereotyp des Wilden, das sich auf den nicht-zivilisierten Anderen bezog und den Status der eigenen Überlegenheit und *Zivilisation* (be)stärkte? Gleichzeitig tritt die Frage auf, welche Rechte eigentlich der Zivilisierte gegenüber dem Wilden hatte. Wenn sich trotz der realgeschichtlichen Unterschiede die vermuteten Wahrnehmungsähnlichkeiten bestätigen, dann hätte ein solcher Befund erhebliche Konsequenzen für die Methodik der Stereotypenforschung. Es würde bedeuten, dass mehr als das wahrgenommene und stereotypisierte Objekt das wahrnehmende und stereotypisierende Subjekt im Mittelpunkt stehen sollte.

Folglich sind weniger die politischen Beziehungen zwischen den Staaten, Gebieten und Völkern an sich Untersuchungsgegenstand, sondern es geht um die Darstellung, Vorstellung und Bewertung des Anderen, die Aufschluss über das soziale Profil der deutschen Gesellschaft geben. Es geht darum, welche Stereotype vom Wilden in der deutschen Gesellschaft existierten, welche Funktion(en) sie hatten und was dadurch über die Konzeption eines Stereotyps im Konkreten festgehalten werden kann.

1.1 Forschungsstand

In Bezug auf den Forschungsstand ist die Zahl der Veröffentlichungen sehr unterschiedlich, wobei es bisher keine Arbeit gibt, die einem vergleichenden Ansatz nachgeht. Das ist vor allem in Bezug auf die Bewertung der Relevanz des Indianers im deutschen Diskurs verwunderlich, da die Begeisterung der Deutschen für den Indianer im internationalen Vergleich zwar heraussticht, aber niemand der Frage nachgeht, warum der Indianer bei den Deutschen im Vergleich zu anderen Völkergruppen so relevant wurde. Dennoch haben wir den umfangreichsten Forschungsstand zu der Figur des Indianers vorliegen.

Ab den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts erschienen die deutschen Übersetzungen der Lederstrumpf-Romane von James Fenimore Cooper

und begeisterten das deutsche Lesepublikum fortan für die Indianer wie kein Text zuvor. Sie wurden zu einem beliebten Gegenstand zahlreicher Romanhandlungen und Betrachtungsobjekt in verschiedenen Reiseberichten. Sie faszinierten auf unterschiedlichen Ebenen, ob in Bezug auf ihren scheinbar unbändigen Freiheitsdrang, auf das Dasein in der vermeintlich unberührten Wildnis, losgelöst von den Zwängen des zivilisierten Lebens oder als der barbarische Wilde, vor dem man sich schützen musste, da man sich seine verübten Grausamkeiten gar nicht ausmalen könne.⁹ Von Cooper ausgehend entwickelte sich eine Begeisterung, die mit Karl May und Winnetou ihren Höhepunkt fand und bis heute Einzug in deutsche Wohnzimmer hält. So ist die Flut an wissenschaftlichen Auseinandersetzungen – und das nicht nur auf den deutschen Sprachraum bezogen – immens. Beide Autoren und ihre Schriften zählen zum Forschungsgegenstand bei Kulturwissenschaftler*innen, Literaturwissenschaftler*innen, Medienwissenschaftler*innen, Soziolog*innen und Historiker*innen. Dagegen sind die wissenschaftlichen Ausführungen zu den Erscheinungen zwischen der Lederstrumpf-Reihe und den ersten Winnetou-Romanen deutlich geringer. Wiederholt lassen sich Vermerke und vereinzelte Abhandlungen über die Bedeutung der bildlichen Darstellung von Karl Bodmer finden, einhergehend damit teilweise etwas zu dem Reisebericht von Prinz Maximilian Alexander Philipp zu Wied-Neuwied. Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker und Balduin Möllhausen dürften einem Fan der Indianer- und Abenteuerliteratur des 19. Jahrhunderts ebenfalls nicht entgangen sein und einige Literaturwissenschaftler*innen haben es sich zur Aufgabe gemacht, sie nicht gänzlich dem kulturellen Gedächtnis entschwinden zu lassen. Doch wem sind die Amerikaromane von Johannes Scherr oder Friedrich Armand Strubberg bekannt? Wem ist der Naturforscher Herzog Paul Wilhelm von Württemberg ein Begriff?

Tatsächlich hat der Indianer nach Cooper in Deutschland einen Aufschwung erfahren, warum, weshalb und wie genau ist dabei bisher weniger berücksichtigt worden. Vereinzelt lassen sich Andeutungen und kurze Ausführungen dazu finden. Das Werk *Kindred by Choice* von H. Glenn Penny beschäftigt sich mit den Deutschen und Indianern seit 1800, doch für die Zeit von Cooper bis Karl May – welches wohlgermerkt über fünfzig Jahre sind – behält er sich gerade einmal vierzig Seiten vor, wobei Cooper ein großer Anteil eingeräumt wird und anderen wie zum Beispiel Friedrich

⁹ Vgl. beispielsweise Penny (2013); Kohl (2007).

Gerstäcker, Karl Bodmer, Prinz Maximilian Alexander Philipp zu Wied-Neuwied und Balduin Möllhausen lediglich Statistenrollen zukommen. Andere werden nicht einmal erwähnt. Noch stärker marginalisiert Peter Bolz die Autor*innen, der gleich bei Karl May und Winnetou ansetzt und lediglich einen kurzen Verweis auf den Stellenwert der Bilder von Bodmer gibt, denen eine weite Verbreitung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zuteilwurde und die bis heute das Bild des Prärie-Indianers als Standardindianer prägen. Ähnliches widerfährt den Autoren im Sammelband *Germans and Indians* von Colin G. Calloway, Gerd Gemünden und Susanne Zantop.¹⁰ Dementsprechend scheinen in den Jahren zwischen Cooper und May in Deutschland kaum nennenswerte Schriften veröffentlicht worden zu sein, was nicht den Tatsachen entspricht. Sicherlich darf man keinen Vergleich zu der Flut an Indianerromanen Ende des 19. Jahrhunderts ziehen, doch eine Missachtung der Figur des Indianers in dem genannten Zeitraum ist ebenfalls nicht nachvollziehbar, da nur so die Frage nach der Bedeutung des Indianers für den deutschsprachigen Diskurs beantwortet werden kann. Ein noch größeres Forschungsdesiderat ist bei der Betrachtung der beiden anderen Volksgruppen festzustellen, welche für die Arbeit ebenfalls als Untersuchungsgegenstände dienen sollen: den Beduinen und den (russischen) Kosaken.

Beduinen werden zunächst einmal als eine Untergruppe der Orientalen verstanden. Bei der Wahrnehmung der Orientalen lässt sich eine größere Differenzierung feststellen als bei den Indianern. So gibt es unter anderem beispielsweise die Araber, die Türken, die Beduinen und die Inder. Wie bereits in zahlreichen Abhandlungen verdeutlicht wurde, werden sie alle als Bewohner des Orients verstanden.¹¹ Für das geplante Projekt rücken die Wüstenbewohner*innen beziehungsweise Beduinen ins Zentrum der Betrachtung, da sie wie die Indianer als ein fremdes, unzivilisiertes Volk verstanden wurden. Im 19. Jahrhundert war der Orient ein ebenso begehrtes Reiseziel wie Nordamerika, vielleicht sogar aufgrund der einfacheren Erreichbarkeit für viele das naheliegendere Ziel. So ist spätestens seit Edward Saids Werk *Orientalism* in verschiedenen Fachdisziplinen der Wissenschaft der Betrachtung und Wahrnehmung des Orients und seiner Bewohner*innen umfangreiche Aufmerksamkeit gewidmet worden. Vor allem Haremsbeschreibungen, Sklav*innenmärkte und die romantisierenden Darstellungen wie aus *1001 Nacht* erfreuen sich umfangreicher Forschun-

10 Bolz (1999); Calloway/Gemünden/Zantop (2002).

11 Vgl. beispielsweise Polaschegg (2005); Said (2003); Hentsch (1992).

gen, ebenso wie die Untersuchung der zahlreichen Reiseberichte. Während Said noch darauf verweist, dass es in den deutschen Gebieten einen kaum nennenswerten Orientalismus gäbe, haben seit seinen Ausführungen viele Wissenschaftler*innen aufgezeigt, dass die These so nicht haltbar ist. Beispielsweise sei auf Suzanne L. Marchand und ihr Buch *German Orientalism in the Age of Empire* verwiesen. Sie beschäftigt sich zwar weniger mit dem deutschen Bild vom Orient im Sinne Saids, dessen Theorie sie kritisch gegenübersteht, sondern vielmehr analysiert sie die Praktiken der Orientalistik im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert.¹² Dennoch zeigt ihr Werk auf, dass es eine breite Auseinandersetzung mit dem Orient im deutschsprachigen Raum gegeben hat und schon aus dem Grund Saids These kritisch zu sehen ist. Darüber hinaus sei die Studie von Andrea Polaschegg *Der andere Orientalismus* erwähnt, die anhand verschiedener Texte von Goethe, Wilhelm Hauff und Friedrich Wilhelm IV. die besonderen Spezifika des deutschen Orientalismus skizziert. Ebenso analysiert Annette Katzer in ihrem Werk *Araber in deutschen Augen* die Wahrnehmung von Menschen, Kultur und Landschaften vom 16. bis zum 19. Jahrhundert und widmet sich damit nicht nur einer umfassenden Zeitspanne mit vielen, ansonsten von der Forschung größtenteils unberücksichtigt gelassenen Texten, sondern sie ist auch eine der wenigen Wissenschaftler*innen, die dem Bild der Beduinen ihre Aufmerksamkeit schenkt. So hält sie unter anderem fest, dass das frühneuzeitliche Araberbild im hohen Maße von der Wahrnehmung und Darstellung der Beduinen geprägt war.¹³ Ansonsten gehen die Beduinen zumeist in der Masse der Gesamtbetrachtung des Orients unter und die Spezifika der Wahrnehmung der Volksgruppe erfahren nur spärlich Berücksichtigung. Dafür erfreut sich in den letzten Jahren die Genderfrage sowohl in der Wahrnehmung der Orientalin als auch in der Frage der weiblichen Autorenschaft einer umfassenden Auseinandersetzung. Beispielsweise zeigt Ulrike Stamm eindrücklich in ihrem Werk *Der Orient der Frauen* auf, wie sich die Reiseberichte der Frauen immer zwischen zwei Differenzmustern bewegten: Einerseits wird das Verhältnis zwischen Europäern und Orientalen gegeneinander abgegrenzt und andererseits die Geschlechter.¹⁴

12 Marchand (2010).

13 Katzer (2008).

14 Stamm (2010). Weitere Werke zur Thematik wären z.B. Felde (1993); Paul (2013); Yegenoglu (2008); Ohnesorg (1996).

Noch weniger Aufmerksamkeit hat bisher die Betrachtung der (russischen) Kosaken erfahren, wobei bereits 1971 Philip Longworth in seinem Buch *Die Kosaken. Legende und Geschichte* ausführt, dass sich das Bild des Kosakens immer zwischen einer Romantisierung und dem »Symbol des Terrors« bewegte und der Kosake jahrhundertlang »die Verkörperung westlicher Furcht vor der Gefahr aus dem Osten gewesen« sei.¹⁵ Er selbst versucht in den darauffolgenden Seiten, die Kosaken abseits der Stereotype zu betrachten und realhistorisch zu verorten. Auch Andreas Kappeler hat in seinem 2013 erschienen Buch zu den Kosaken den Untertitel *Geschichte und Legenden* verwendet.¹⁶ Und so muss die Frage gestellt werden, warum sich niemand umfassend mit dem Bild der Kosaken beschäftigt hat, denn scheinbar ist die Existenz der dualistischen Wahrnehmung bekannt. Magdalena Meyerweissflog hat den Aufsatz *Tanzfreudige Barbaren und selbstsüchtige Freiheitskämpfer* veröffentlicht, in dem sie die Darstellung der Kosaken auf den deutschsprachigen Bühnen des 19. Jahrhunderts untersucht.¹⁷ Eindringlich zeigt sie auf, dass die Kosaken in zahlreichen Bühnenstücken als Figuren präsent waren und folglich im deutschsprachigen Diskurs eine Rolle einnahmen. Aber mit Ausnahme von wenigen Beiträgen in dem mehrbändigen Großprojekt von Lew Kopelew *Russen und Russland aus deutscher Sicht* finden sich keine vertiefenden Auseinandersetzungen mit dem Stereotyp der Kosaken.¹⁸ Anders verhält es sich mit der Betrachtung Osteuropas im Konkreten. Hier ist das Werk *Inventing Eastern Europe* von Larry Wolff sicherlich nach wie vor als eine der zentralen Arbeiten zur Stereotypisierung Osteuropas zu nennen. Für den deutschen Sprachraum des 19. Jahrhunderts wären Maria Lammichs Buch *Das deutsche Osteuropabild in der Zeit der Reichsgründung* oder *The German Myth of the East* von Vejas Gabriel Liulevicius anzuführen.¹⁹ Liulevicius zeigt in seiner Arbeit auf, dass Osteuropa ähnlich wie in Amerika als *frontier* stilisiert wurde; Osteuropa wurde zu einem Raum, der vergleichbar mit dem Wilden Westen eingenommen und zivilisiert werden musste.

Folglich ergeben sich bereits bei der Betrachtung des Forschungsstandes verschiedene Forschungsdesiderate, worauf meine Untersuchung zumindest teilweise eingehen wird.

15 Longworth (1971), S. 7.

16 Kappeler (2013).

17 Meyerweissflog (2005).

18 Pape (1991b), S. 289–314; Kopelew (1991), S. 11–80.

19 Wolff (1994); Lammich (1978); Liulevicius (2009).

1.2 Zentrale Forschungsfragen und Erkenntnisgewinn

Von dem Forschungsstand ausgehend erarbeitet und analysiert die Arbeit zunächst die einzelnen Stereotype von nordamerikanischen Indianern, den Beduinen und den Kosaken. Anschließend werden mit einem vergleichenden Zugang Gemeinsamkeiten und Unterschiede herausgearbeitet, um anschließend nachzuvollziehen, was genau als Aspekte des Exotischen in diesem Zeitraum gewertet werden können. Weiterhin ist die Frage nach den jeweiligen Funktionen der Stereotype zu beantworten. So geht die Arbeit zunächst von der These aus, dass es sich bei der Einordnung des Stereotyps des Wilden einerseits um einen Teil des nationalen Identitätsbildungsprozesses handelte und es andererseits ein präkolumiales Phänomen der deutschen Gesellschaft beziehungsweise ein Bestandteil des kolonialen Diskurses war. Darüber können zum einen Fragen zur Wirkmächtigkeit und Funktionsweise von Stereotypen beantwortet werden und zum anderen nachvollzogen werden, wie sich *mental maps* im deutschsprachigen Raum vor dem Beginn der Kolonialzeit konstituierten. Es werden mit der Analyse und Einordnung der zeitgenössischen Stereotype mentale Konstrukte offengelegt, anhand derer Weltbilder deutlich werden und mögliche Entscheidungen und Prozesse innerhalb der Träger*innengruppe erklärbar werden. In dem untersuchten Zeitraum ist noch kein deutscher Staat an der Gründung überseeischer Kolonialgebiete beteiligt, trotzdem konnte Susanne Zantop nachweisen, dass schon vor dem Beginn der Teilnahme an den Kolonisierungsprozessen eine Form von »Kolonialphantasien« im deutschen Raum entstanden ist.²⁰

Doch bevor es zur Analyse der einzelnen Texte und der Beantwortung der übergeordneten Fragen kommen kann, müssen verschiedene Teilgebiete berücksichtigt werden. So wird vor der Untersuchung der Stereotype der Frage nachgegangen, wer oder was genau exotisch ist. Dafür muss zunächst die semantische Geschichte verschiedener Begrifflichkeiten nachvollzogen werden. Beispielsweise ist es relevant darzulegen, wann die Begriffe *exotisch/Exotik* und *Wilde* ihren Ursprung hatten und was jeweils darunter verstanden wurde. In diesem Kontext sind vor allem die Arbeiten von Urs Bitterli *Die Wilden und die Zivilisierten* und der Sammelband *The Wild Man Within* von Edward Dudley und Maximilian E. Novak zu nennen. Beide Arbeiten beschäftigen sich mit der Frage nach dem *exotisch* Anderem,

20 Zantop (1999).

der zumeist im Zusammenhang mit der Frage nach dem Wilden, der Zivilisation und dem Primitiven gebracht wird. Bei der Frage des Wilden wird in der Regel zwischen dem edlen Wilden und dem barbarischen Wilden unterschieden, wobei die edle Version zumeist im Zusammenhang mit dem Exotischen und einer Romantisierung gebracht wird.²¹ Dabei bleibt jedoch die Frage offen, wie und wo das grausame Gegenbild des barbarischen Wilden einzuordnen ist. Lässt der barbarische Wilde sich ebenfalls innerhalb des Begriffes des Exotischen fassen, obwohl hier doch scheinbar die Romantisierung der zentrale Inhalt ist? Gibt es ein Stereotyp des Wilden oder muss man weiter differenzieren? Zeichnet sich hier vielleicht eine Begriffsgeschichte ab, wobei der Begriff des Wilden auf zwei verschiedenen Ebenen gefasst werden muss – einerseits romantisiert verklärt und andererseits barbarisiert? Welche Funktion(en) lassen sich darin erkennen? Folglich werden die Fragen geklärt, inwieweit ein Zusammenhang zwischen dem Exotischen und dem Wilden bestand, ob sie einem Wandel unterlagen, welche Gemeinsamkeiten und welche Unterschiede sie womöglich aufwiesen. So ist für den festgesetzten Zeitraum außerdem interessant, ob man eventuell sogar von einem semantischen Wandel zwischen Aufklärung, Früh- und Spätromantik sprechen muss.

Wiederholt werden im Zusammenhang mit dem Begriff des Exotischen und des Wilden die Begriffe *Zivilisation*, *Kultur* und *Natur* angeführt. Durch die zitierte Verortung der Indianer, Beduinen und Kosaken in einen jeweiligen geographischen Raum (Wildnis, Wüste, Steppe), scheint eine Beziehung zwischen Menschen und Natur zu bestehen. Mit Räumen werden gewisse Assoziationen verknüpft, die es im Gesamtkontext zu berücksichtigen gilt. So hat Simon Schama in seinem Werk *Der Traum von der Wildnis* verdeutlicht, dass es sich bei der *Wildnis* um eine Form der Konstruktion handelt und wie sie Einfluss auf das nationale Gedächtnis einer Gesellschaft genommen hat.²²

Letztendlich werden all die angeführten Begriffe zusammengeführt und die Frage beantwortet, wer oder was ist das oder der Exotische und Wilde für die »Wir«-Gruppe? Wer ist eigentlich das *Wir*? Sind die Wilden tatsächlich immer das Andere? Gibt es Wilde in der eigenen Gruppe? Welche Identitäten und Funktionen lassen sich dahinter erkennen? In all diesen Fragen scheint sich eine für die Alteritätsforschung übliche Bipolarität zwischen dem *Wir* und dem *Sie*, zwischen Identität und Alterität abzu-

21 Bitterli (1991); Dudley/Novak (1972).

22 Schama (1996).

zeichnen. In der Regel scheinen sie sich unauflösbar gegenüberzustehen. Doch es drängt sich bei dem Phänomen des Exotischen die Frage auf, inwieweit das Eigene und das Andere tatsächlich derart unvereinbar miteinander waren. Gerade bei der Figuration des edlen Wilden scheinen viele Eigenschaften aus dem Eigenen in das Andere projiziert. Es ist folglich die Frage, inwieweit das *Sie* und das *Wir* vielleicht auch grenzüberschreitend funktionieren. Nur unter Berücksichtigung der genannten Überlegungen lässt sich das Phänomen und Stereotyp des Wilden nachvollziehen und verstehen.

Im Anschluss an die Frage »Wer oder was ist »exotisch?« wird ein genauer Blick auf den untersuchten Zeitraum geworfen. Die Wahl des Zeitraumes von 1830 bis 1870 begründet sich über verschiedene Überlegungen. Zum einen erfuhr das Exotische im Zuge der Romantik eine neue Verbreitung, weshalb es sich anbietet, schon vor 1848 ab den 30er Jahren Schriften genauer zu untersuchen. Ab den 70er Jahren veränderte sich nicht nur die politische Ordnung des deutschsprachigen Raumes, sondern gerade auch durch die Völkerschauen erhielt das Exotische und Wilde eine neue Dimension. Wie bereits angedeutet, hatten die Besucher*innen ein klares Bild und feste Erwartungen an das, was sie sehen würden. Folglich ist es von Interesse, die Jahre vor den Völkerschauen in die Untersuchung einzubeziehen, um feststellen zu können, wie das Wilde konstruiert wurde. Eine weitere wichtige Zäsur bildet 1848. Das Jahr 1848 gilt in der Historiographie in vieler Hinsicht als Epochenjahr.²³ Aus diesem Grund stellt sich die Frage, ob sich das Bild des Wilden vor 1848 von dem nach 1848 im deutschsprachigen Diskurs tatsächlich unterscheidet. Lässt sich ein Bruch erkennen? In diesem National-Zusammenhang ist auch die Frage einzuordnen, was für ein Kulturbegriff vor und nach 1848 im deutschen Diskurs genutzt wurde. Darin ließen sich wichtige Aspekte in Bezug auf das gesellschaftliche Gedächtnis und die vorhandenen Stereotype erkennen oder anders formuliert, man würde nachvollziehen können, wie weit die Zäsur in das kulturelle Gedächtnis (ein)gegriffen hat und wo mögliche Grenzen lagen.

Zusammengefasst soll es primär um folgende Aspekte und Fragen gehen:

23 Siehe z.B. Gall (1998), S. 27; weitere und vertiefende Ausführungen werden im dritten Kapitel *Die Zäsur von 1848* folgen.

1. Gab es innerhalb des Begriffes des Exotischen verschiedene Varianten von Wildheit und welche Funktionen des Exotischen lassen sich erkennen?
2. Gab es ein Stereotyp des Wilden, das sich je nach Bedarf auf unterschiedliche Völkergruppen übertragen ließ?
3. Ist die Ausbildung eines präkolonialen Denkens erkennbar?
4. Inwieweit lässt sich das Jahr 1848 als Zäsur in dem Zusammenhang mit dem Stereotyp des Wilden erkennen?
5. Was bedeuten die Erkenntnisse aus den vorangegangenen Fragen für die Methodik der historischen Stereotypenforschung im Konkreten?

1.3 Quellenkorpus

Zur Beantwortung der angeführten Fragen wurde ein Quellenkorpus erstellt, das sich aus Reiseberichten, Erzählungen und Romanen zusammensetzt, welche in den Jahren von 1830 bis 1870 im deutschsprachigen Raum von deutschsprachigen Autoren und Autorinnen veröffentlicht worden sind. Dabei wurden Texte ausgewählt, die die Beduinen, die nordamerikanischen Indianer oder (russischen) Kosaken thematisieren. Mithilfe der Reiseberichte und Trivilliteratur ist es möglich, die in der Diskursgemeinde verwendeten und auftretenden Stereotype zu rekonstruieren. Es können schon bestehende Bilder nachvollzogen werden, die sowohl die öffentliche Meinung widerspiegeln als auch die öffentliche Meinung beeinflussen. Egon Schwarz führt sogar aus, »daß die Literatur zu den wichtigsten Kommunikations- und Persuasionsmitteln gehört, durch die nationalstereotypisiertes Denken gebildet oder gesteuert wird.«²⁴ Folglich stellt die Untersuchung von Literatur zur Analyse von wahrnehmungsgeschichtlichen Projekten beziehungsweise für die Stereotypenforschung einen zentralen Ausgangspunkt dar.

Dabei sind Reiseberichte seit jeher ein wichtiges Medium, um Eindrücke von anderen Menschen und Ländern zu vermitteln. Bereits im 18. Jahrhundert waren Reiseberichte in jeder größeren Gelehrtenbibliothek und Lesegesellschaft vorhanden, da sie bei den Zeitgenoss*innen als die wichtigste Quelle für die Erlangung von »Weltkenntnis« galten. Erst im 19.

²⁴ Schwarz (1976), S. 14f.

Jahrhundert entstanden spezialisierte Wissenschaften und so waren es die Reisebeschreibungen, welche die außereuropäische Welt im europäischen Bewusstsein repräsentierten. Dabei war es eine der zentralen Funktionen der Reiseliteratur, dass sie den Kontrast zwischen Heimat und Fremde konstituierten. Gerade deshalb eignen sie sich besonders gut, um sich mit Fragen von Selbst- und Fremdbildern zu beschäftigen: Sie erlauben die Rekonstruktion von kultur- und zeitspezifischen Mentalitäten. Indem Reisende Aussagen zur Wahrnehmung über die Verhältnisse in dem bereisten Raum tätigten, lassen sich Rückschlüsse auf die Ausgangskultur ziehen. Reiseberichte lassen sich nicht als realistische Wiedergabe dessen lesen, was als Wirklichkeit erachtet wurde, sondern sie müssen immer im Kontext der individuellen sowie kultur- und zeitspezifischen Voraussetzungen der*des Reisenden und Schreibenden betrachtet werden.²⁵ So vermittelten die Reisebeschreibungen Erlebnisse und in einigen Fällen wissenschaftliche Entdeckungen und Erkenntnisse, die oftmals bereits einer Interpretation unterworfen waren.

Bei der Untersuchung der Texte müssen die jeweiligen Intentionen der Reisen berücksichtigt werden. Zum Beispiel wurden Reisen in Form von wissenschaftlichen Expeditionen, Bildungsreisen, diplomatische Reisen oder einfach als eine Suche nach dem persönlichen Abenteuer unternommen; jeder Reiseanlass brachte spezifische Formen von Perspektiven und Beschreibungen mit sich. Außerdem hatten die Reiseschriftsteller*innen ein gewisses Vorwissen, auf das sich Erwartungen gründeten, bevor sie ihre Reisen antraten – das konnten beispielsweise andere Reiseberichte sein, Erzählungen, Romane oder auch philosophische und wissenschaftliche Ausführungen. Dadurch vermischten sich bei den Reisen zumeist exaktes Wissen mit darüber Geglaubtem, Vermutetem oder gar Gewünschtem.²⁶ Dabei beanspruchen Reiseberichte immer einen gewissen Grad an Authentizität, hat der*die Autor*in doch vermeintlich alles selbst gesehen und erlebt. Gerade wenn mit den persönlichen Erlebnissen der Anspruch einer wissenschaftlichen Expertise einhergeht, erhält das Geschriebene eine besondere Form der Manifestierung. So war es bereits im 18. Jahrhundert üblich, in der Einleitung eine Art Standardklausel zu integrieren, in welcher der*die Autor*in darauf verwies, nur dasjenige zu berichten, was er*sie selbst gesehen, erlebt oder aus vertrauenswürdigen Quellen erfahren hätte, um dem*der Leser*in auf diese Weise die Authentizität des folgen-

25 Osterhammel (1989), S. 13f.; Brenner (1990), S. 25 und S. 29f.; Dietsche (1984), S. 8.

26 Brenner (1990), S. 44f.; Harbsmeier (1982), S. 1f. und S. 23f.; Berg (1982), S. 41.

den Berichtes zu gewährleisten. Vor dem 19. Jahrhundert hatten Reiseberichte in erster Linie die Funktion, eine Form quasi-fotografischer Mitteilung zu sein: Sie sollte den Nicht-Reisenden eine möglichst genaue Beschreibung der jeweiligen Zustände eines Landes nahebringen. Im 19. Jahrhundert wurde empfindsamen Elementen mehr Raum gegeben, was im Zusammenhang mit der Romantik und dem verstärkten Aufkommen der fiktionalen Literatur zu sehen ist.²⁷ In diesem Zusammenhang verdeutlicht Jürgen Osterhammel, dass Reiseberichte ebenfalls zum Genre der Unterhaltungsliteratur zu zählen sind, da sie sich Darstellungsformen aus den fiktionalen Gattungen bedienen. Fast alle Entdecker*innen und Reisende waren auch Schriftsteller*innen und adressierten ihre Berichte an ein Publikum, welches einerseits immer Neues und Spektakuläres zu lesen wünschte, aber gleichzeitig Bekanntes bestätigt wissen wollte. Fremdes war nicht nur dem*der Leser*in, sondern auch zumeist dem*der Betrachter*in nur dann verständlich, wenn das Unbekannte in etwas Bekanntes beziehungsweise kulturell bereits Verortetes übertragen und angepasst wurde.²⁸

Seit dem 18. Jahrhundert entstand allmählich eine neue Form der Literatur: die Trivilliteratur. Im 19. Jahrhundert begann die Trivilliteratur eine breite Leser*innenschaft für sich zu gewinnen, welches sicherlich mit der steigenden Zahl der Leser*innen aus dem Bürgertum in Zusammenhang stand, aber vor allem mit der Möglichkeit durch die Trivilliteratur den politischen und gesellschaftlichen Zwängen der Zeit zu entfliehen. Gerade die Abenteuerliteratur diente dem lesenden Publikum als eine Möglichkeit, ferne Welten zu erleben und die Sehnsüchte nach Abenteuer und Unabhängigkeit zu kanalisieren.²⁹ Dass die Leser*innenschaft dabei oftmals Fiktion und Realität nicht auseinanderhielt, verdeutlichen beispielsweise die Cooperschen Romane, welche viele deutsche Autor*innen als Vorbild für die eigenen Schriften verwendeten und viele auf ihren Reisen Vergleiche zu den gemachten Erfahrungen zogen.³⁰ Ludwig de Wette vermerkte in seinem Bericht beispielsweise, dass man vergeblich nach den Ausführungen Coopers suchen würde.³¹ Folglich fand hier eine Kommu-

27 Brenner (1990), S. 162f. und S. 275; Fischer (2009), S. 101.

28 Osterhammel (1989), S. 14; Pagden (1993), S. 48; Eibach (2008), S. 17.

29 Steinbrink (1983), S. 5f.

30 Z.B. Württemberg (1835), S. 232; Gerstäcker (2011), S. 52; Möllhausen (1858), S. 5.

31 »So benutzten wir diese Zeit, um den Wasserfall des Hudson zu sehen, der auch in Cooper's Roman »Der letzte Mohikaner« beschrieben ist. [...] Gerade diese Stelle ist von Cooper beschrieben, aber man hat Mühe, alles so zu finden, wie er es geschildert hat

nikation von ›Authentizität‹ statt, welche nicht zwingend vom Autor gewollt war, aber einem Teil der Leser*innen vermittelt wurde. Es entstanden in den Köpfen der Leser*innen Bilder, welche einen gewissen Wahrheitsanspruch proklamierten und mit denen die Leser*innenschaft Erwartungen an vergleichbare Inhalte des Genres knüpfte. Beim Schreiben von Romanen und Kurzgeschichten war sowohl für die Verlage als auch für die Autor*innen eines der wesentlichen Kriterien die Möglichkeit des Absatzes. Dementsprechend waren Thematik und Stil auf die Interessen der breiten Leser*innenschaft ausgerichtet. Doch nicht nur die Leser*innen beeinflussten die Veröffentlichung des Lesestoffes, sondern der Inhalt nahm auch Einfluss auf die Leser*innenschaft. So dienten Romane und Kurzgeschichten in der Regel zuallererst der Unterhaltung, gleichzeitig vermittelten sie Werte und Normen, welche zur Ausbildung von verschiedenen Formen von Identitäten beitrugen. Außerdem verdeutlicht bereits Edward Said in seinen Werken *Orientalism* und *Kultur und Imperialismus*, wie sich literarische und imperiale Inbesitznahme einander bedingten.³² Deswegen eignet sich die Trivilliteratur als Quelle zur Untersuchung von gesellschaftlichen Diskursen.

Dabei ist zu beachten, dass es illusorisch wäre, alle erschienenen Texte des genannten Zeitraumes zu erfassen, da nicht mehr alle Werke zur Verfügung stehen beziehungsweise im kulturellen Gedächtnis in Vergessenheit geraten sind. Zudem geht es nicht um die schiere Textmasse, sondern um eine repräsentative Auswahl, die sich in einer gewissen Auflage, Verbreitung und Rezeption begründet.

1.3.1 Der deutsche Buchmarkt und seine Leser*innenschaft im 19. Jahrhundert

Allgemein muss für das 19. Jahrhundert zunächst festgehalten werden, dass in den 30er und 40er Jahren im Zuge der Literarisierung und der Verbürgerlichung die Buchproduktion einen großen Aufschwung erfuhr. Das hing zum einen damit zusammen, dass die Kriegswirren in den Hintergrund traten und zum anderen der Wunsch nach Zerstreuung zunahm. Gleichzeitig stieg die Alphabetisierung ab 1800 deutlich, wodurch Lesen nicht mehr

und muß die Phantasie zu Hülfe nehmen, um Alles zu vervollständigen.« Wette (1838), S. 178.

³² Zoll (2002), S. 366f.; Said (1994); Said (2003).

ständig privilegiert war. Leihbibliotheken, Lesehallen, Kolportagehändler und Buchhandlungen ermöglichten einem Großteil der Bevölkerung Zugang zu Büchern und Zeitschriften. Gerade die Leihbibliotheken gestatteten beispielsweise Dienstpersonal oder gut situierten Handwerksfamilien eine Teilhabe am Lesepublikum. Hinzu kam die Technisierung, welche die Produktion erhöhte und damit einhergehend die Preise senkte. Dadurch blieb Lesen und Buchbesitz nicht mehr ein Privileg, welches ausschließlich für die wohlhabende Bevölkerungsschicht galt. Stephan Elspaß führt aus, dass spätestens ab der Jahrhundertmitte auch in den bäuerlichen und handwerklichen Schichten Unterhaltungsliteratur in Form von Büchern keine Seltenheit mehr war. Vor allem die *Gartenlaube* hielt Einzug in die Haushalte der unteren Schichten. Des Weiteren ist im 19. Jahrhundert das Vorlesen eine beliebte Unterhaltungsmöglichkeit im häuslichen Kreis. Man kann also davon ausgehen, dass Bücher deutlich mehr Menschen erreicht haben, als mit bloßen Statistiken zu erfassen wäre und durch die Massenalphabetisierung im Laufe des 19. Jahrhunderts die Leser*innenschaft stetig stieg. Dennoch muss festgehalten werden, dass im Schwerpunkt der Adel und das Bürgertum die lesende Gesellschaft von Reiseliteratur und Trivialliteratur blieben, ebenso wie die Autor*innenschaft diesen Gesellschaftsschichten entstammte.³³

Mit der sich verbreiternden Leser*innenschaft bot sich die Chance, neben der Presse die Literatur verstärkt als politische Bühne zu nutzen. Das Aufkommen der liberalen Publizistik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sorgte für den Erlass verschiedener Verordnungen, wodurch Zensur und Verfolgung zum bestimmenden Mittel der Eindämmung wurden. Allerdings hatte das System der Zensur viele Lücken und es fanden sich aufgrund der föderalen Struktur des Deutschen Bundes wiederholt Schlupflöcher, um kritische Schriften zu publizieren. Preußen und Österreich verfolgten dabei die Zensur deutlich strenger als beispielsweise Sachsen oder Württemberg. Weiterhin hing auch viel von der jeweiligen Verlagspolitik ab. So gab es Verlage, die sich in offener Opposition zu den staatlich eingreifenden Maßnahmen befanden und dadurch oftmals kollektive Repressionen erfuhrten beziehungsweise ganz verboten wurden. Andere Verlage wie Hoffmann und Campe in Hamburg hielten an ihrer liberalen Leitlinie fest, aber agierten nicht in offener Opposition zu den Überwachungsorganen, sondern schafften es lange Zeit, wie Reinhard

33 Wittmann (2011), S. 250–255; Elspaß (2005), S. 76–100; Wehler (2008), S. 521–524 und S. 541–544.

Wittmann formulierte, »souverän an den Toleranzgrenzen des Regimes zu lavieren«. ³⁴ Im Zuge der Zensurpolitik begannen liberale Schriftsteller*innen, nach Möglichkeiten zur versteckten Kritik zu suchen. Dabei boten sich fremde Kulturen und Länder als Projektionsfläche, mittels derer politische und soziale Missstände verhandelt werden konnten. ³⁵ Derartige Beeinträchtigungen müssen bei der Analyse der Texte berücksichtigt werden.

Weiterhin darf eine Betrachtung und Berücksichtigung der politischen Ausrichtung und sozialen Einordnung des*der jeweiligen Autors*in nicht unterlassen werden. Beispielsweise floh Karl Postl aus bisher ungeklärten Gründen nach Amerika, wo er sich unter dem Pseudonym Carles Sealsfield eine neue Identität aufbaute. Dank der Namensänderung war es ihm möglich, nach Europa zurückzukehren und seine Werke im deutschen Sprachraum zu veröffentlichen. ³⁶ Auch Reiseberichte unterlagen wiederholt politischen Einflüssen: Viele Reisen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden von Fürsten initiiert und finanziert. Wiederholt reisten Adlige selbst – teilweise hatten die Reisen eine diplomatische Funktion oder aber sie dienten der Befriedigung der eigenen Abenteuer- und Entdeckerlust. Dadurch ist den Schriften zumeist ein auf absolutistischen Interessen begründeter Inhalt nicht abzuspüren. ³⁷

Neben der Frage von politischen und sozialen Einflüssen bei der Auswahl der Quellen ist eine weitere wichtige Komponente zu berücksichtigen: die Frage des Geschlechts. Definitiv ist sowohl bei den Reiseberichten als auch bei Erzählungen und Romanen eine besondere Gewichtung auf der männlichen Autorenschaft erkennbar. Das steht mit dem Beginn der Geschlechterdebatte im ausgehenden 18. Jahrhundert in Zusammenhang: Bisher war es den Frauen aufgrund der Idee der Aufklärung von der Trennung des Körpers und Geistes noch möglich, eine Form der Gleichberechtigung anzustreben. Das änderte sich im Zuge der Annahme der körperlichen Andersheit von Mann und Frau, welche den Frauen die Befähigung zu geistigen und intellektuellen Leistungen aberkannte. Die Frau wurde dem Mann nun gänzlich entgegengestellt und untergeordnet und »dem weiblichen Geschlechtscharakter werden [...] Häuslichkeit,

34 Wittmann (2011), S. 226–229 und S. 240–245, Zitat S. 243; Hardtwig (1998), S. 113.

35 Eggert (1971), S. 108f.; Eggebrecht (1985), S. 97 und 126.

36 Kriegleder (2010), S. 103–105.

37 Brenner (1990), S. 164.

Passivität, Selbstverleugnung und Emotionalität zugesprochen«³⁸. Damit ist erklärbar, warum es sich in der Regel um männliche Autoren handelte und die wenigen Frauen zunächst zumeist anonym oder unter einem Pseudonym veröffentlichten. Interessanterweise ist für den Zeitraum von 1830 bis 1870 festzustellen, dass es zwar Schriftstellerinnen für nahezu jedes Themengebiet in der Belletristik gab, aber bei den Reiseberichten fast ausschließlich welche für den Raum des Orients veröffentlicht wurden. (Deutsche) Frauen, die sich in den Wilden Westen freiwillig unter die Indianer begaben und anschließend einen Bericht veröffentlicht hätten, sind mir mit der Ausnahme von Ida Pfeiffer für den oben genannten Zeitraum bisher keine bekannt, ebenso wenig gibt es Überlieferungen aus weiblicher Hand gibt es über die Kosaken. Hier kommt zum einen die historische Situation zu tragen, dass im Laufe des 19. Jahrhunderts die Reisewege in den Nahen Osten ausgebaut wurden und vor allem durch die Dampfschiffe eine Reise in den Nahen Osten im Vergleich zu afrikanischen, amerikanischen und fernasiatischen Regionen erleichtert wurde.³⁹ Zum anderen greift hier sicherlich wieder die Frage der Geschlechterrollen, wodurch eine Reise in die unzivilisierten Weiten des Wilden Westens oder die Steppen Sibiriens als besonders unpassend stigmatisiert worden sein könnte. Eine Reise in den Nahen Osten konnte immerhin unter dem Deckmantel einer Pilger*innenreise legitimiert werden. Allerdings muss es diesbezüglich zunächst bei einer oberflächlichen Spekulation bleiben.

Für die genaue Analyse des Quellenkorpus gilt es, die ausgeführten Aspekte und Problematiken zu berücksichtigen, nicht nur um eine angemessene historische Kontextualisierung zu gewährleisten, sondern auch um feststellen zu können, ob sich die jeweiligen spezifischen Situationen auf die Stereotype vom Wilden und Exotischen niedergeschlagen haben und möglicherweise daraus unterschiedliche Funktionen erkennbar werden.

1.4 Zur Methodologie und Begrifflichkeit

Zur Auswertung der Quellen und Beantwortung der Fragen wird eine Kombination aus drei unterschiedlichen Forschungsansätzen und Metho-

³⁸ Stamm (2010), S. 58.

³⁹ Ebd., S. 19.

den gewählt: die (moderne) Alteritätsforschung, die Historische Diskursanalyse und die Historische Stereotypenforschung.

1.4.1 Von Identität und Alterität

Identität ist ein Begriff, der nicht nur in der Medienwelt und Politik, sondern auch in der Forschungslandschaft seit Jahrzehnten vielfältig verwendet und diskutiert wird. *Alterität* hingegen findet im deutschen Sprachgebrauch eine vergleichsweise geringe Verwendung, zumeist wird von dem Anderen/das Andere oder dem Fremden/das Fremde gesprochen. Auch wenn es sicherlich notwendig wäre, dem Begriff *Alterität* im Speziellen mehr Aufmerksamkeit zu schenken, wird wiederholt das dialektische Verhältnis von Identität und Alterität betont.⁴⁰ Inwieweit die Konzepte von Identität und Alterität zusammenhängen und sich einander bedingen, werden die weiteren Ausführungen verdeutlichen.

Um das eigene Ich zu konstituieren, greifen verschiedene Mechanismen. Einerseits definiert sich das Ich über die Parameter seiner*ihrer Geburt, seiner*ihrer Grundbedürfnisse und seines*ihrer Daseins, es entwickelt sich ein Bild, welches in Abgrenzung zu Eckdaten des Seins Anderer entsteht und sich ein Bewusstsein der eigenen Einzigartigkeit ausbildet. Das nennt man die individuelle Identität. Andererseits ist das Ich von einer bestimmten Umwelt umgeben, von einem gesellschaftlichen System, in das es hineingeboren wird und welches Rollen, Eigenschaften und Kompetenzen zuweist. Es handelt sich um eine Einordnung in ein Sozialgefüge, welches die personale Identität ausbildet. Das Zusammenspiel von individueller und personaler Identität bildet die Ich-Identität. Die kollektive Identität oder auch Wir-Identität ist das Bild, welches »eine Gruppe von sich aufbaut und mit dem sich deren Mitglieder identifizieren.«⁴¹ Dabei besteht hier ein Wechselverhältnis mit der Ich-Identität. Eine kollektive Identität kann nur bestehen, wenn sie von einer Gemeinschaft geschaffen und getragen wird. Gleichzeitig ordnet sich eine Ich-Identität immer einer kollektiven Identität unter. Die Ich-Identität existiert nur innerhalb einer kollektiven Identität und wird durch diese geprägt und

40 Den Umstand der Begriffsverwendung von *Alterität* deuten bereits Alexandre Kostka und Sarah Schmidt an. (Kostka/Schmidt (2009)) Zur Dialektik sei beispielsweise auf die im Ergon Verlag seit Ende der 90er Jahre erscheinende Serie »Identitäten und Alteritäten« verwiesen, weiterhin Raible (1998) oder auch Dobra (2007).

41 Assmann (2013), S. 131f.; Zitat S. 132.

konstituiert. Das eine existiert nicht ohne das andere. Dabei stützt sich die kollektive Identität auf verschiedene Grundpfeiler: Zum einen spielt die Frage von Geschichte eine wichtige Rolle; so konstituieren sich Gesellschaften darüber, dass sie eine gemeinsame Geschichte haben und möglichst einen gemeinsamen Ursprung, auf den sie sich gemeinschaftlich besinnen können. Des Weiteren ist ein geteiltes Symbol- beziehungsweise Zeichensystem von großer Bedeutung, ein Wissen, über das nur Zugehörige eines Systems verfügen und darin kommunizieren können. Dabei ist sicherlich die Sprache das offensichtlichste Zeichensystem, mit dem kommuniziert wird, aber es wird durch viele weitere Aspekte ergänzt wie beispielsweise Riten, Kleidung, Monumente, (Körper-)Schmuck, Essgewohnheiten, Grenzziehungen. Indem man einer kollektiven Identität angehört, bekennt man sich auch zu den dazugehörigen Systemen beziehungsweise der jeweiligen Kultur. Es führt zwangsläufig dazu, dass über die Zugehörigkeit zu einer kollektiven Identität Exklusionen von anderen stattfinden und sich darüber Abgrenzungsmechanismen ergeben. Denn nur, wenn man sich bewusst wird, dass es das Eigene und das Andere gibt, kann sich überhaupt eine Identität ausbilden. Und hier greift der Begriff der Alterität: Alterität ist ein Relationsbegriff, der das Differenzverhältnis zu sich selbst und den anderen zum Ausdruck bringt.⁴²

Zur Konstituierung des Eigenen bedarf es immer des Anderen beziehungsweise in der Wahrnehmung und Beschreibung des Anderen findet sich auch immer das Eigene wieder. Beides ist untrennbar miteinander verbunden und bedingt einander. Es geht darum, sich selbst zu verorten, ob nun zur Ausbildung des eigenen Ichs, als Individuum innerhalb einer Gesellschaft oder die Gesellschaft innerhalb eines Systems wie beispielsweise einer Nation. Dabei ist die Findung und Beschreibung des Selbst immer ein Identifikationsprozess. Denn bei jeder Selbstbeschreibung findet eine Abgrenzung darüber statt, was man ist und was man eben nicht ist. Folglich nimmt jeder Identitätsbildungsprozess Alteritäten in Anspruch. Gleichzeitig entstehen bei der Betrachtung und Abgrenzung des Eigenen zum Anderen Bilder, die man von sich und den Anderen hat: Selbst- und Fremdbilder.⁴³

Fremdheit ist zunächst die andere Seite des Selbst; es ist eine Aussage über eine Beziehung, in welcher erst einmal keine Bewertung liegt. Erst über die verschiedenen Formen der Zuordnungen und Gruppenbildungen

42 Assmann (2013), S. 130–133 und S. 139f.; Kostka (2009), S. 34.

43 Hahn (1997), S. 119.

wie beispielsweise bei Nationen entstehen neue Möglichkeiten der Zuordnungen und somit auch Zugehörigkeiten von Eigenem und Fremden. Damit findet nicht nur eine Form der Abgrenzung zur Ausbildung des Eigenen und der eigenen Identität statt, sondern gleichzeitig eine Distanzierung. In der Konsequenz werden diejenigen, die der eigenen Gruppe nicht angehören, in der Regel als Fremd wahrgenommen.⁴⁴ Herfried Münkler unterscheidet zwischen zwei verschiedenen Formen von Fremdheit: Die Form der Fremdheit als Nichtzugehörigkeit – soziale Fremdheit – und die Form der Fremdheit als Unvertrautheit – die kulturelle Fremdheit.⁴⁵ Für die vorliegende Arbeit sind beide Formen der Fremdheit von Belang, wobei die kulturelle Fremdheit sicherlich überwiegt: Weder die nordamerikanischen Indianer noch die Beduinen oder Kosaken gehören zur eigenen Gesellschaft, folglich liegt eine soziale Fremdheit vor. Wichtiger ist allerdings, dass die deutschsprachige Gesellschaft mit keiner der Völkergruppen wirklich vertraut war, wodurch eine Form der kulturellen Fremdheit zum Tragen kommt. Oftmals gehen mit der Erfahrung von Fremdheit Konstruktionen einher, die sich in Fremdbildern äußern und wo die Alteritätsforschung relevant wird: Die Alteritätsforschung beschäftigt sich mit dem Anderen und seiner Repräsentation, sie fragt nach dem *Wir* und dem *Sie* und den dazugehörigen Wahrnehmungsmustern. Fremdbilder sind soziale Konstruktionen, bei denen man Annahmen über das Andere tätigt, welche über den Diskurs eine Form der Allgemeingültigkeit entwickeln und die unter anderem dazu dienen, die eigenen Identitäten auszubilden, welches über persönliche und kollektive Selbstbilder funktioniert. Dabei gibt es unterschiedliche Formen von Fremdbildern, welche sich immer zwischen Faszination und Furcht beziehungsweise Anziehung und Ablehnung bewegen. Gleich ist allen Fremdbildern, dass sie zu einer Abgrenzung zum eigenen Selbst beitragen. Eine kollektive Identität teilt das gleiche Zeichensystem und somit auch die Bilder, die man vom Anderen hat. Dieser Prozess führt dazu, dass eine Abgrenzung stattfindet und die Anderen von der kollektiven Identität ausschließt. Wie ausgeführt bildet die Identität sowohl für das Individuum als auch für eine Gruppe einen stabilisierenden Faktor. Gerät die Identität ins Wanken, stellt das die gesamte Gruppenstabilität in Frage. Da die Fremden nicht über das gleiche Wissen beziehungsweise Zeichensystem verfügen, werden sie zwar zunächst aus dem Kollektiv ausgeschlossen, allerdings kann ein verstärkter

44 Hahn (1997), S. 115; Münkler/Ludwig (1997), S. 15 und S. 20.

45 Münkler (1997), S. 8.

Einfluss der Fremden als bedrohlich für die jeweilige Gesellschaft und ihre kollektive Identität empfunden werden. Es geht dann eine Bedrohung von den Fremden aus, vor der es sich zu schützen gilt, was wiederum zu einem verstärkten Exklusionsprozess führt. Fühlt man sich in seiner Identität besonders gefährdet, besteht hier ein Zusammenhang zur Ausbildung von Feindbildern.⁴⁶

Nun erscheinen die bisherigen Ausführungen als eine dualistische Gegenüberstellung, in der durch eine imaginäre Grenzziehung kein Übergang möglich ist. Scheinbar ist ein Zusammenleben nur über die Ausbildung einer gemeinsamen Identität möglich, oder nicht? Tatsächlich gibt es nicht die eine kollektive Identität, sondern es liegt immer eine Pluralität von Identitäten vor. Es ist möglich, sich in Form der nationalen Identität als Deutsche*r zu fühlen und sich gleichzeitig als Bayer*in oder Ostfries*in, als religiös oder unreligiös, als Bayernfan oder HSV-Fan zu verstehen. Gleichzeitig entstehen dadurch verschiedene Alteritätsdiskurse. Folglich ist es sehr wohl möglich, sich im gewissen Maße aktiv für oder gegen Zugehörigkeiten von kollektiven Identitäten und Alteritäten zu entscheiden. Ebenso kann man eine Form von *Grenzgänger* sein. Bei Eltern mit unterschiedlicher nationaler Herkunft bildet sich bei den Kindern in der Regel nicht nur die Ich-Identität gänzlich anders aus, sondern auch die kollektive Identität verändert sich. Als Konsequenz verschieben sich die Perspektiven auf mögliche Grenzen, die Bewertung von Differenzen wird eine andere und folglich auch die Bilder in den Köpfen. Identitäten und Alteritäten sind keine abgeschlossenen, starren Systeme. Vielmehr befinden sie sich beständig in einem Entwicklungsprozess.⁴⁷ Damit einhergehend ist immer die Frage zu stellen, warum liegt hier ein Wandel vor? Was führt zu verstärkten Inklusions- und Exklusionsprozessen? Wann treten vermehrt Fremdbilder auf? Welche Konsequenzen entstehen daraus? Diese beispielhaften Fragen sind nicht nur für Psycholog*innen und Sozialwissenschaftler*innen von Interesse, sondern um Gesellschaften im historischen Wandel zu begreifen, ist es für den*die Historiker*in unerlässlich, sich mit den Fragen der Mentalität von Individuen und Gesellschaften zu beschäftigen.

Innerhalb des vorliegenden Projektes geht es darum, das Fremdbild des deutschsprachigen Diskurses von den nordamerikanischen Indianern, Beduinen und Kosaken zu untersuchen, um so Aussagen über das

46 Assmann/Friese (1999), S. 23; Lüsebrink (2012), S. 95; Hahn (1997), S. 144–146; Welz (2000), S. 90.

47 Hahn (1997), S. 118; Gehrke (1999), S. 16–18.

Fremdbild vom Exotischen tätigen zu können. Ein wichtiger Punkt ist dabei die Frage nach der Funktion des Fremdbildes. Da die Frage nach Alterität in direktem Zusammenhang mit der Frage der Identität steht, muss für die Analyse der Funktion(en) das wechselseitige Verhältnis untersucht und nachvollzogen werden. Wie ausgeführt wurde, steht jeder Identitätsprozess in Zusammenhang mit Alterität und der Ausbildung von Fremd- und Selbstbildern. Folglich ist eine Untersuchung von Stereotypen ohne die Frage nach Identitäten und Alteritäten nicht möglich, ebenso wie bei der Frage nach Identitäten und Alteritäten zwangsläufig nach der Bildung von Stereotypen gefragt werden muss. Gleichzeitig verweist Stuart Hall darauf, dass »Identitäten innerhalb und nicht außerhalb des Diskursiven konstruiert« werden.⁴⁸ Um Identitäten und damit auch Alteritäten somit erkennen, aufzeigen und analysieren zu können, müssen die jeweiligen Diskurse aufgedeckt und analysiert werden. Dementsprechend ist es für die Beantwortung der ausgeführten Fragestellungen unabdingbar, die Methodik der Historischen Stereotypenforschung und die Historische Diskursanalyse zusammenzuführen, um entsprechende Identitäten und Alteritäten aufzeigen und einordnen zu können.

1.4.2. Diskurs als Raum des Sagbaren

Seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts widmen sich zahlreiche Wissenschaftler*innen aus den verschiedensten Fachdisziplinen Michel Foucault und seiner Idee vom Diskurs und der Frage, inwieweit es möglich ist, den Ansatz für die eigenen Forschungsbereiche nutzbar zu machen. Es haben sich umfangreiche Debatten entwickelt, die bei der schwierigen und fraglichen Definition des Wortes »Diskurs« beginnen und bei der Frage, ob es sich bei der Diskursanalyse überhaupt um eine Methode handelt und wenn ja, wie diese aussieht, endet.⁴⁹

Mit dem *linguistic turn* im 20. Jahrhundert wurde zunehmend die Rolle von Sprache in Gesellschaften diskutiert und es setzte sich die Erkenntnis durch, dass durch Sprache Dinge erst ihre Bedeutungen erhalten und somit Sprache Wirklichkeiten konstruiert.⁵⁰ Daran anknüpfend führt Michel Foucault aus, dass es innerhalb von Gesellschaften die Bereiche des Sagba-

48 Hall (2004b), S. 171.

49 Beispielsweise im Bereich der Geschichtswissenschaft: Nennen (2000); Sarasin (2014); Brieler (1998); Maset (2002); Eder (2006); Landwehr (2009); Wodak (1998).

50 Vgl. Bourdieu (1990).

ren, Denkbaren und Machbaren gibt, welche wiederum durch die gesellschaftlichen Diskurse geregelt werden und es zur Ausbildung einer historischen Wirklichkeit kommt. Deswegen müsse man sich vermehrt der Untersuchung von Sprache in Texten und anderen Medien widmen, um so Rückschlüsse über Wahrnehmungsweisen und Handlungen jeweiliger Gesellschaften tätigen zu können.⁵¹ Allerdings besteht die Problematik, dass Michel Foucault weder eine allgemeine Diskurstheorie formulierte noch eine eigene Methode entwickelte. Laut Michael Maset hätte Foucault lediglich in empirischen Untersuchungen zu beschreiben versucht, wie sich Diskurse in historisch variablen Formen ausbilden und transformieren.⁵² So sind in den letzten Jahrzehnten verschiedene Ansätze zur Diskursanalyse entwickelt worden, die oftmals auf die jeweiligen Fachdisziplinen zugeschnitten sind. Für die vorliegende Arbeit dienen die zwei Formen der Diskursanalyse von Siegfried Jäger und Achim Landwehr als Ausgangspunkte, welche beide ausgehend von Foucaults Überlegungen konzipiert wurden. Grundsätzlich wird der Diskurs hier als ein »Raum des Sagbaren«, als ein »Fluss von Wissen durch die Zeit« verstanden.⁵³ Es wird angenommen, dass jedes Individuum und jede Gesellschaft in eine Struktur geboren werden, die ihre eigene Wirklichkeit schafft. Dieser Umstand wird vor allem durch die Sprache kommuniziert und erkennbar. Jede Gesellschaft ist von bestimmten Bedeutungsmustern geprägt, die sie selbst konstruiert, aufrechterhält und weiterentwickelt. Durch diesen Konstruktionsprozess wird Wissen geschaffen, das innerhalb eines Diskurses als gültig anerkannt wird und dadurch Handlungen und Entscheidungen beeinflusst. Die Konstruktion eines eigenen Wissensraumes schafft eine gesellschaftliche Wahrheit, die bestimmten Regeln eines Diskurses unterliegt – das bedeutet: Innerhalb eines Diskurses kann eine Äußerung erfolgen, die nur dann als wahr anerkannt wird, solange sie sich den Regeln und der konstruierten Wirklichkeit beziehungsweise des Wissens des Diskurses unterwirft. Man befindet sich folglich in einer Wirklichkeit, die ein Zeichensystem entwickelt, welches nur Teilnehmer des jeweiligen Diskurses verstehen. Um Teilnehmer eines Diskurses zu sein, muss man über das gleiche Wissen verfügen. Da kein Handeln ohne Wissen geschieht, übt der Diskurs als Träger von Wissen Macht aus – Diskurse können Verhaltensweise beeinflussen und gar andere Diskurse beeinträchtigen. Somit tragen Diskurse

51 Landwehr (2009), S. 18–22.

52 Maset (2002), S. 128; Jäger (2015), S. 77.

53 Jäger (2015), S. 26; Landwehr (2009), S. 21.

zu den Macht- und Herrschaftsverhältnissen in den jeweiligen Gesellschaften bei.⁵⁴ Dabei ist ein Diskurs nicht an künstliche oder natürliche Grenzen gebunden, vielmehr schaffen sich Diskurse ihre eigenen Räume und Zeiten, wodurch geographische Grenzen erzeugt und gerechtfertigt werden können. Weiterhin gibt es nicht den einen homogenen, abgeschlossenen Diskurs: Diskursive Räume verschränken sich miteinander und entwickeln sich weiter. Folglich ist es fast unmöglich, einen abgeschlossenen Diskurs zu untersuchen oder gar einen Diskurs in Gänze zu erfassen. Man kann durch die Auswertung und Analyse ausgewählter Diskursfragmente sicherlich einzelne Diskursstränge ausmachen und dadurch aufzeigen, was zu einem bestimmten Zeitraum und einem gegebenen Raum zu einem Thema gesagt wurde und scheinbar nur in dieser Zeit sagbar war beziehungsweise von den Mitgliedern einer Diskursgemeinschaft verstanden wurde.⁵⁵ Dabei gilt es, die Wirkungs- und Relationsverhältnisse zwischen Wissen, Macht und Wirklichkeit zu untersuchen und festzustellen, wie und warum sie sich ändern und welche Konsequenzen daraus entstehen:

Diskurse regeln also das Sagbare, Denkbare und Machbare. Sie organisieren Wirklichkeit. Offensichtlich geht diese diskursive Produktion von Wirklichkeit jedoch nicht willkürlich vonstatten, sondern unterliegt gewissen Regeln, die es den Beteiligten ermöglichen, im Rahmen eines Diskurses korrekt zu sprechen, zu denken und zu handeln. Die historische Diskursanalyse will vor allem über die Aufdeckung solcher Regeln zur Identifizierung entsprechender Diskurse gelangen und konzentriert sich darüber hinaus auf die Frage, wie und warum sich solche Diskurse im historischen Prozess verändern und damit zugleich eine veränderte Wirklichkeit hervorbringen.⁵⁶

Es ist also nicht das Ziel der Diskursanalyse, aufzuzeigen, was wahr oder richtig ist, sondern lediglich, woraus etwas historisch folgt, was als wahr und richtig gilt und welche Konsequenzen aus dem gestellten Wahrheitsanspruch resultieren. Auf diese Weise sollen die Handlungen der Mitglieder einer Gesellschaft verstanden werden, denn sie werden – wie ausgeführt – durch die Regeln eines Diskurses geprägt und geleitet. Dadurch, dass der Diskurs bestimmt, was wahr und richtig ist, haben individuelle Handlungen ihre Grenzen und sind dementsprechend innerhalb der Diskursanalyse schwer nachvollziehbar. Allerdings ist es, wie ausgeführt, auch nicht das Ziel der Diskursanalyse individuelle Handlungen im Konkreten zu analy-

54 Jäger (2015), S. 37f. und S. 45; Landwehr (2009), S. 18f. und S. 73

55 Jäger (2015), S. 27f.

56 Landwehr (2009), S. 21.

sieren. In der Regel wird in der Diskursanalyse auf verschiedene Formen von Texten zurückgegriffen, erst seit den 90er Jahren haben sich der *iconic* und *pictural turn* langsam etabliert.

In dieser Arbeit wird zur Erschließung der zeitgenössischen Diskurse mit Romanen und Reiseberichten ebenfalls in erster Linie auf Textproduktionen zurückgegriffen. Wie Philipp Sarasin ausführt, sei es nicht möglich, sich in der Wahrnehmung von Wirklichkeiten jenseits der Sprache zu bewegen. »Jede Form von Wirklichkeit, über die Historiker schreiben möchten [...] ist, [...] ohne die Repräsentationssysteme von Texten, Statistiken, visuellen Darstellungen etc. nicht fassbar [...].«⁵⁷ Dabei stehen die einzelnen Texte als ein Fragment des Gesamtdiskurses und repräsentieren einen gewissen Ausschnitt, die einen Gesamtdiskurs abbilden können. Da jedes Fragment immer nur Ausschnitte repräsentiert, ist es wichtig, eine gewisse Anzahl von Texten zu untersuchen, wie Siegfried Jäger ausführt:

Es ist nicht der einzelne Text/das einzelne Diskursfragment, das wirkt, sondern der Diskurs als ganzer in seinem Fluss durch Zeit und Raum und seiner *kontinuierlichen* Einwirkung auf Subjekte und Gesellschaften, wodurch sich die *Aussagen* eines Diskurses in massenhaften Verkleidungen in diverse *Äußerungen* im kollektiven und individuellen Bewusstsein festsetzt.⁵⁸

Doch muss man nicht, um eine tatsächliche Abbildung von Diskursen zu gewährleisten, alle produzierten Texte der Zeit zu einer Thematik berücksichtigen und untersuchen? In der Erschließung des Korpus befindet sich eine der Grundproblematiken der Diskursanalyse. Die Frage der Repräsentativität der ausgewählten Texte zu einem Thema ist immer kritisch zu betrachten. Achim Landwehr verweist darauf, dass es für eine Korpusbildung zunächst wichtig ist, auf die Wiederholung und Gleichförmigkeit von Geschriebenem zu achten, denn ein Diskurs würde dadurch am Leben erhalten werden, dass er immer wieder aufgegriffen und thematisiert wird. Weiterhin schlägt er vor, dass man auf einzelne Schlüsseltexte zurückgreifen kann, die man sich aus einem *imaginären* und *virtuellen Korpus* zusammensetzt. Das *imaginäre Korpus* stellt dabei die Gesamtheit an Äußerungen zu einem Diskurs dar, von dem jedoch lediglich nur noch ein Rest – das *virtuelle Korpus* – erhalten beziehungsweise recherchierbar sei. Aus dem *virtuellen Korpus* seien dann durch Sichtung und Gewichtung Schlüsseltexte aus-

57 Landwehr (2009), S. 56; Sarasin (2014), S. 32.

58 Jäger (2015), S. 108.

zuwählen, die als *konkretes Korpus* bezeichnet werden.⁵⁹ Dabei ist selbstverständlich immer die Frage, welche Maßstäbe man für die Gewichtung anlegt, um die Schlüsseltexte zu wählen. Für diese Arbeit gelten folgende Kriterien für die Gewichtung der Texte als maßgeblich: zeitgenössische Rezeption und Auflagenzahl. Dadurch kann nachvollzogen werden, ob es eine Akzeptanz des Geschriebenen gegeben hat und daraus folgend kann man annehmen, dass der kommunizierte Inhalt bei der Leser*innenschaft verstanden und geteilt wurde. Gleichzeitig werden breit rezipierte Texte mit Texten in Vergleich gesetzt, deren Leserkreis kleiner ausfiel, um auf mögliche Muster der Wiederholung und Gleichförmigkeit aufmerksam zu werden. Wie Sarasin ausführt, versuchen Autoren und Verleger*innen bestimmte Sinneffekte zu erzeugen und sich eine bestimmte Leser*innenschaft vorzustellen. Gleichzeitig kann der Sinn bei der Lektüre eines Textes durch die individuelle oder kollektive Praxis verändert werden.⁶⁰ Aber all das ist dem herrschenden Diskurs unterworfen: Wissen und Wirklichkeit wird mit dem Inhalt des Buches kommuniziert. Gerade Romane und Reiseberichte waren zumeist darauf ausgerichtet, Absatz zu finden. Würde sich der Text also außerhalb der Regeln eines Diskurses bewegen, würde die Akzeptanz nicht gewährleistet sein und sich entweder in der Rezeption oder der Auflagenzahl widerspiegeln. Damit soll eine möglichst objektive Selektion gewährleistet werden.

In der vorliegenden Arbeit wird der Raum des Diskurses über die Sprache eingegrenzt. So werden lediglich Quellen untersucht, welche von Schriftsteller*innen verfasst wurden, deren Muttersprache Deutsch war und in dieser Sprachgemeinschaft publizierten. Sicherlich ergibt sich durch die sprachliche Einordnung die Problematik, dass in dem gewählten Zeitraum zahlreiche weitere Romane und Reiseberichte erschienen, die aus anderen Sprachen übersetzt wurden und einen wichtigen Einfluss auf den Diskurs des Exotischen genommen haben – beispielsweise gaben die Lederstrumpf-Romane von James Fenimore Cooper den Ausschlag für eine umfangreiche deutsche Abenteuerliteratur rund um den Indianer und prägen die Indianerliteratur und -darstellung bis heute. Die Relevanz der jeweiligen Einflüsse dürfen zwar nicht unberücksichtigt bleiben, würden jedoch bei einer detaillierten Berücksichtigung und Analyse zur Folge haben, dass zunächst auch die Ursprungsdiskurse analysiert werden müssten, um dann zu verdeutlichen, welchen Einfluss sie auf den deutschsprachigen

59 Haslinger (2006), S. 30; Landwehr (2009), S. 102f.

60 Sarasin (2014), S. 38f.